Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Berglied
Autor: Klein, Elisabeth / Novetta, Gerolamo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574791

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Klang heraus, der früher aus dieser stolzen Glocke geschwungen worden. Jetzt war sie zersprungen.

Theodor sah mich beständig an. Aber er kannte mich nicht und suchte und dachte auch nichts dabei. Von Zeit zu Zeit öffnete er den Mund und wartete so ein Weilchen. Er meinte, man müsse ihm etwas eingeben. Dann schloß er die Lippen wieder und kaute und leckte, als hätte er wirklich etwas bekommen. Im ersten Moment wollte mich dieser Anblick fast umstoßen; doch da hörte ich Regina sagen: „Thedi ist müd; aber er hat Freude, siehst du, er lächelt. Ganz deutlich hat er dich wieder erkannt."

Nein, nein, er kannte mich nicht. Er hätte auch vor einem Stein so gelächelt. Glaubt Regina das Märchen, oder redet sie es sich bloß ein?

Sie wischte dem kranken Gatten behutsam die nasse Stirne ab und flüsterte dazu: „Schatz! Immer schwitzen, immer schwitzen! Schau, du bekommst jetzt einen Eiergrog!"

Theodor murmelte etwas wie im Schlaf, lallend, halblaut, durcheinander, ein silbenloses Zeug.

„Du magst nicht, wie? Aber in einer halben Stunde, gelt!"

Wieder ein Gebrummel und die leeren glänzenden Augen und ein stilles Lächeln übers ganze Gesicht. Er spürte gewiß nichts mehr von seinem dürftigen Dasein und nichts von uns am Bette. Dieses Lächeln war wie ein tierischer Rest des einstigen jubelnden Menschen Theodor.

„Walter hat dir allerlei zu erzählen. Aber jetzt bist du noch müde. Später vielleicht, gelt, Schatz!" Und sie drückte ihm einen Kuß auf die Wange; aber das Lächeln des Armen blieb starr und gleichgiltig wie vorher. Wieder stotterte Theodor etwas, das keinem Ohr verständlich war. Soviel aus der Klugheit des Lebens hatte sein Instinkt gerettet, daß man auf eine Ansprache etwas antworten müsse; aber was sein Ohr empfing und sein Mund zurückgab, berührte seine eingeschlafene Seele nicht mehr.

So ging es zwischen Regina und Theodor hin und her in einem sonderbaren, ergreifenden Betrug. Die arme Frau wollte sich und mich täuschen. Diese Täuschung war noch ihr letzter Trost. Und ich tat es ihr zu Gefallen und benahm mich, als merke ich nichts von so rührender List und glaube alles steif. Aber ich wußte, so ein Bild würde ich keine Viertelstunde aushalten.

Später saß ich neben Regina in der Stube. Die Kinder waren in der Schule.

„Er sieht recht ordentlich aus!" log ich.

„Das sagen alle, und jetzt bei dieser milden Luft wird es immer besser!"

Ich nickte angestrengt.

„Er hat dich sogleich erkannt. Hast du gesehen, wie er lächelte und die Hand aus der Decke zog? Aber es ist besser, wenn er sich nicht aufregt."

„Ich habe ihn gut verstanden. Oft, wenn ich in seine Studentenbude trat, hat er so ein Gebaren gehabt, ein wenig gelacht, den Arm ein bißchen entgegengestreckt und dann für sich gebrummt. Ich aber setzte mich irgendwo in eine Fensternische vor ein Buch oder ein Bild, und wir konnten alsdann stundenlang schweigen und zufrieden sein."

Regina billigte meine Worte mit dankbaren Augen. „Schmerzen hat er wohl gar keine mehr?" fragte sie vorsichtig.

„Verlaß dich darauf, Regina, er leidet weniger als wir!"

„So ist es recht!"

Bei jedem Satz wollte ich der schönen Frau zuschreien: Regina, Regina, was nützt dieses Lügen? Ich sah wohl, auch sie sprach ihre Sätzlein schnell und scharf aus und schloß mit dem letzten Wort immer so heftig, als schiebe sie damit einen Riegel vor, daß nicht noch schnell ein ‚Nein', ‚Es ist anders', ‚Es ist gelogen' dazwischenspränge.

Ich mußte Regina immer wieder anschauen. Nie sah ich Geduld und Heldenmut schöner im Weib beisammen. Sie war wie eine Verklärung zu schauen. Alles war zarter und weicher an ihr geworden. Ihr Antlitz hatte etwas Feierliches und Gereinigtes, ihr ganzes Wesen etwas wie durch große Prüfungen Geläutertes angenommen. Wohl schimmerten ihre Augen noch immer wie eine Sommernacht; aber in diese blitzenden Sterne war ein mildes Oel gekommen. Sie loderten nicht mehr wie Mars und Venus, sie glommen still, sanft, ergeben wie ein treues heiliges Altarlicht. Die Lider waren freilich entzündet und fielen immer wieder halb über die Augen herab. Ihre feinen Lippen zitterten nervös. Dieses Weib war todmüde, es schlief nicht mehr...

O, man mußte Regina lieben, so, wie sie dasaß, wunderschön und wunderrein! Sie trug ein einfaches, dunkelbraunes, weites Gewand und hatte das herrliche Haar glatt gekämmt. Ihre ganze große Figur atmete eine neue Ordnung aus...

(Fortsetzung folgt).

Berglied.

Nachdruck verboten.

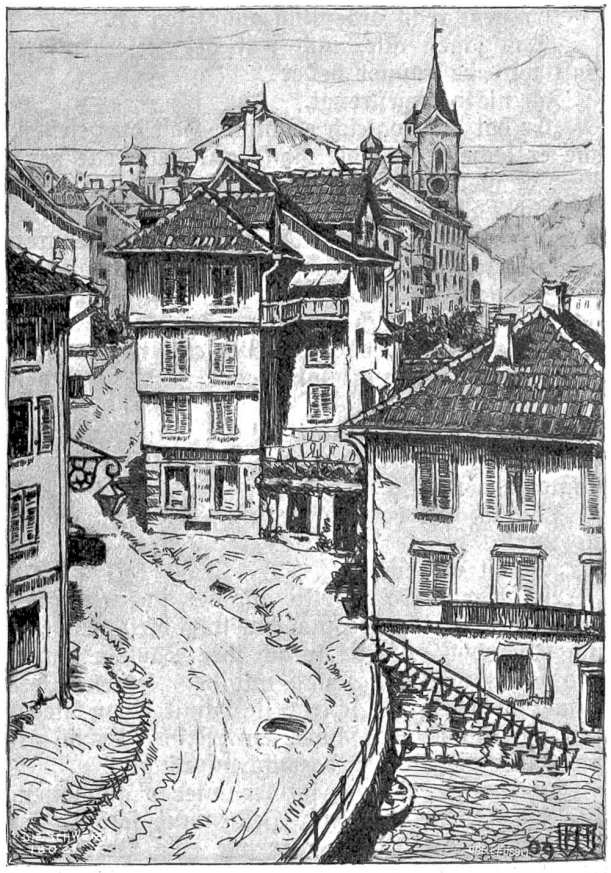
Novelle von Gerolamo Rovetta. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klein, Binningen.

Der Künstler hatte die tiefblauen funkelnden Augen auf die Marchesa gerichtet, als ob sie seine Freundin, seine Vertraute wäre, der er mit diesen wunderbaren Melodien all die Sehnsucht seiner Träume, seiner Jugendzeit, verborgene, ihr unbewußte Kämpfe, lange Erwartung und seine Seligkeit über diese durch einen Zufall geschaffene Stunde offenbaren wolle. Dann, in der Trunkenheit dieses großen Glückes und vollständig seinem Gefühle als Künstler hingegeben, gab er Felicita, die neben dem Harmonium stand, nachdem der Gesang beendet und der letzte Satz des Psalms auf den Tasten verklungen war, die Erklärung seiner Ueberraschung bei ihrem Anblick:

„Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns begegnen..."

„Wirklich? Wo war's denn? Wann?"

„O, es ist ausgeschlossen, daß Sie mich jemals bemerkt



Wil. Nach der Radierung von Heinrich Waldmüller, München.

haben! Doch ich, ich erinnere mich Ihrer und habe Sie wiedererkannt... Als Mädchen hießen Sie Contessina di C..., nicht wahr?"

„Gewiß! Wieso wissen Sie das?"

„Sie bewohnten mit Ihrer Frau Mama den alten Palazzo am Corso, der fast dem Seminar gegenüberliegt!"

„Aber gewiß, gewiß! Das war mein Heim als Mädchen!"

„Nun also... Ich sah Sie damals oft. Es gibt Dinge... deren man sich sein Leben lang erinnert. Manchmal waren Sie auf dem Balkon oder Sie fuhren mit Ihrer Mama aus, und ich ging zweimal wöchentlich mit meinen Kameraden spazieren."

Die Marchesa fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Stirn und brach, beinahe lachend, in die Worte aus: „Ach, endlich, nun haben wir es!"

Wahrhaftig sah sie sich, als ob es zehn Jahre früher wäre, auf ihrem Balkon am Corso, wie sie den langen schwarzen Zug der jungen Geistlichen beobachtete, die, je zwei und zwei, aus dem Portale des Seminars traten und bald gegen die „Giardini Pubblici" zum Spaziergang, bald gegen die Kirche S. Babila, der Amtierungen wegen, einbogen. Und sie erinnerte sich dieser „Spirlongoni" (lang aufgeschossenen Burschen), die alle ungelenk und linkisch in den weiten, schwarzen, flatternden Kleidern vorbeiwandelten, und einiger blasser, fast erdfarbener, hagerer Gesichter mit roten Flecken auf den Wangen und gewisser kühner funkelnder Blicke, die den Frauen der Straße und wohl auch der Ecke ihres Altans galten, die aber stets sofort von einem eiligen zerknirschten Senken der Lider gebändigt wurden. Oft war der Wagen, in dem sie mit ihrer Mama saß, genötigt, anzuhalten, bis die lange Reihe vorübergeschritten war. O, dann durfte sie sich nicht amüsieren über diese armen Jungen, nicht scherzen über sie oder hinter ihrem Rücken über sie lächeln, wie wenn sie mit Cousine Emma auf dem Balkon saß! Mit der Mama hieß es ernsthaft bleiben und ohne eine Grimasse das Feuer all dieser Blicke ertragen! Gerade dann aber unterschied sie unter all diesen Gesichtern, die, von oben gesehen, alle gleich schienen, einige, die häßlicher oder anziehender waren als die andern, und nun war ihr das Antlitz des jungen Pfarrers, das in seiner Bewegung noch blasser geworden, nicht mehr ganz unbekannt. Sie fühlte, daß diese Augen sie schon zu vielen Malen gesucht und so, lange und eindringlich, zu ihr aufgesehen hatten... Einen Augenblick waren beide von einer tiefen Verwirrung erfaßt; sie wie er befanden sich nicht mehr in diesem Zimmerchen, in diesem in den Bergen verlorenen Hause. Die andern Personen waren für sie verschwunden. All die Jahre waren nicht verflossen, und eine Flut von Ungeduld, Neugierde, Fragen schien über die Lippen des einen und der andern strömen zu wollen. Da aber Febo mit einigen ironischen Bemerkungen und Rinetto voll Bewunderung wiederholt fragten, weshalb der Künstler, der solche Melodien zu schaffen vermöge, sie nicht auch bekannt mache und hier oben, außerhalb der Welt leben möge, erhob sich dieser, aus seinem Traum erwachend, und trat, wieder ganz Priester, an den Tisch.

„Meine arme Musik ist nur für mich und meine Gebirgler, und mein Platz ist hier oben, in ihrer Mitte..."

„Und Sie sind das ganze Jahr hier?" fragte Felicita.

Er sah sie ruhiger an und machte eine bejahende Gebärde.

„Wer weiß, was für eine Kälte im Winter hier oben herrschen mag!" rief Rinetto.

Der junge Pfarrer lächelte: „Kalt, gewiß sehr kalt... bis zu 17 und 18 Grad unter Null... Und der Winter währt acht Monate lang. Von Oktober bis Mai kommt die Post nur zweimal jede Woche mit dem Schlitten."

„Und dann?" fragte Felicita fast angstvoll, nähertretend. Er blickte sie an, wie sie dastand, so schlank, so schön im Scheine des Lämpchens, das noch auf dem Harmonium brannte, und wieder flog eine Flamme über seine Stirn und ein Beben durch seine Pulse. Aber er fuhr mit friedlicher Stimme fort: „Dann arbeitet man hier, denkt nach. Viele Leute wandern fort. Ich halte Schule."

„Wo? Hier im Hause?"

„Nein, nein! Sie ist etwas weiter entfernt, die Schule, jenseits der Kirche. Und wenn der Schnee hoch liegt, ist es oft ein wenig mühsam, hinzugehen. Aber es ist der sicherste Platz für die Kinder..."

„Sicher? Warum?"

„Der Lawinen wegen."

Und in diesem einen mit der gewohnten Einfachheit gesprochenen Worte lag eine ganze Welt trauriger Erinnerungen, tragischer Ereignisse. Mit Fragen bestürmt, mußte Don Arcangelo sein ganzes Leben zur Winterszeit, das so reich an Anstrengung und Mühen, den Herrschaften erzählen. Dann aber, als befürchte er, kleinmütig zu erscheinen, fügte er hinzu: „Doch einmal im Jahre, bevor der Schnee fällt, gehe ich in unsere Heimat, ins Albulatal hinter Thusis, wo die Mutter noch lebt..."

Und er sprach weiter, Felicita fast fortwährend mit ehrerbietiger Zärtlichkeit ansehend, und pries die Annehmlichkeiten seines Lebens, die Dankbarkeit dieses armen Volkes, die Freude, sich auch körperlich Gott so nahe zu wissen, in dieser kleinen Welt, die aus Demütigen und Guten bestand, wohnen und ihn anbeten, ihn verehren zu dürfen in diesem Kirchlein, das vielleicht das höchste der Alpen war. „Und die Berge, der Wald und die Musik... Sehen Sie, so viele Dinge, so viele Kleinodien in unserer Armut! Ja, mir sind Berge, Wald und Musik zu einer einzigen Sache, zu einer einzigen Glückseligkeit geworden, die ich liebe, den Herrn liebend, der sie geschaffen hat! Verstehen Sie mich? Sie fühlen, nicht wahr, was ich mit den frommen Worten sagen will? Die

Berge sind wie eine Religion, eine Dichtung, eine Melodie für sich... Selig, wem es gelingt, sie zu verstehen... Aber es genügt wohl nicht, nur einige Wochen darin zu verbringen, so, fast flüchtig, wie Sie es getan. Man muß darin aufgehen, sich unter den Bäumen, den Steinen, den Insekten Freunde erwerben. Von diesem Fenster aus vermag ich fast hundert Tannenwipfel zu erblicken, und ich kenne sie alle, könnte jedem von ihnen einen Namen geben, wie den Spitzen der Berge, und deshalb sind wir nie, niemals ganz allein..."

Plötzlich gewahrte er, daß er zu lange gesprochen, erhob sich und bat, etwas verlegen, für seine Unbescheidenheit um Verzeihung. Aber er hatte noch ihr — ihr allein, so vieles zu sagen...

Beim Auseinandergehen, als sich alle erhoben hatten und in dem engen Stübchen ein Gedränge herrschte, fand er sich nochmals ihr gegenüber und fragte halblaut, indem er ihre Hand in die seinen, die nun nicht mehr zitterten, nahm: „Glücklich?"

Sie lächelte und schüttelte das Haupt.

„Haben Sie Kinder?"

Sie verneinte, nochmals den Kopf schüttelnd.

„Es tut nichts... Sie müssen dennoch glücklich sein, Signora... Sie können es, sollen es sein!"

* * *

Das beste Zimmer, etwas größer als die andern, mit einem hohen Bett und Federmatratzen, war für die Marchesa bestimmt worden. Febo und Rinetto mußten mit einer Kammer in der Nähe vorliebnehmen, und die Marchesa, die aus Neugierde einen Blick hineingeworfen, dachte lächelnd an die traurige Gesellschaft, die ihre Gefährten getroffen hatten. Zu Füßen des Lagers fand sich ein großer gläserner Sarkophag, in dem ein überlebensgroßer Christus aus Wachs langausgestreckt, unbeweglich, mit Blut befleckt dalag; er glich einer Figur aus einem Wachsfigurenkabinett, und Febo und Rinetto hatten vergeblich versucht, den ersten Eindruck über diese „Bahre" in ihrer Nähe unter Scherzen zu verbergen. Das ganze Haus hatte übrigens etwas von einer Sakristei. Oeffnete man Schränke oder Truhen, so unterschied man deutlich Chorhemden und Meßgewänder, denen ein Geruch von Lavendel und Weihrauch entstieg; im Hausflur, an den Wänden glänzten überall Kelche und Kandelaber für die Altäre.

„Die Kirche ist so klein!" hatte die Magd gesagt.

Die Marchesa begann, sich zu entkleiden.

Wie müde sie war! Wieviel fremde Eindrücke sie heute erhalten hatte! Vor allem diese Musik, diese Augen, die Erinnerung an ihren Balkon am Corso, an ihre schelmischen Kinderscherze, ihre Cousine Emma und die schwarze Schlange der Geistlichen, die aus dem Portal kamen...

In diesem Hause mußte alles leise verrichtet werden. Man vernahm jedes Geräusch aus den Nebenzimmern, als ob keine Wände dazwischenlägen. In diesem Holzgetäfel war ein Aufeinanderfolgen von kurzen harten Schlägen, unheimlichem Gepolter, und nun hörte die Marchesa Rinetto, der mit Febo, welcher ihm kaum antwortete und augenscheinlich in schlechtester Laune war, von diesen „Geistern" sprach.

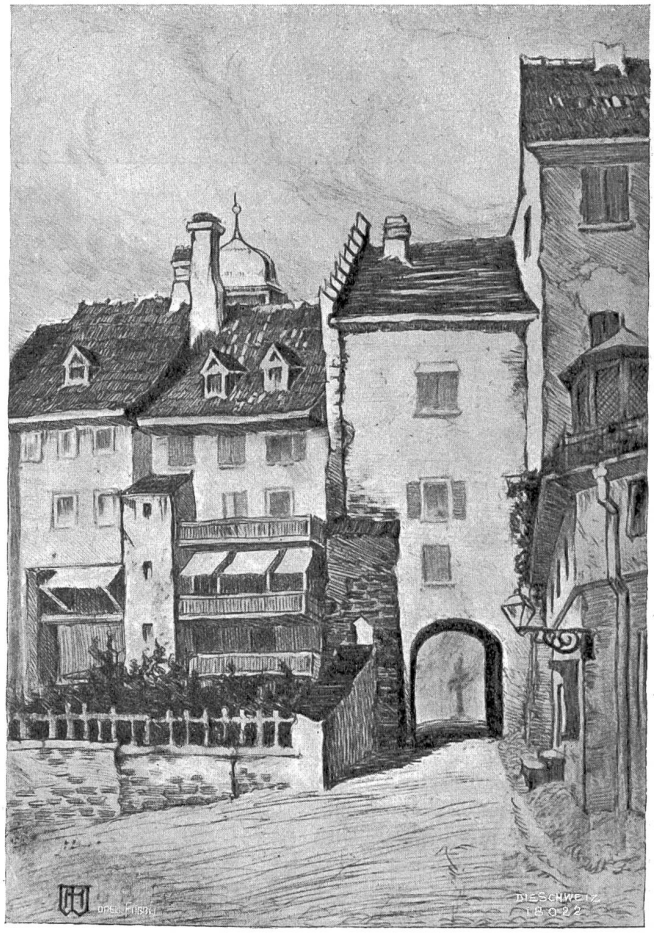
Wie viele Sachen ihr fehlten! Sie hatte nicht alle Koffer öffnen können! Und die Badewanne?

Als sie im Entkleiden fortfuhr, war ihr, als ob die an die Wände genagelten oder gehängten, in kleinen Rahmen aus Baumrinde steckenden weiblichen und männlichen Heiligenbilder, sie aufs erstaunteste und ein wenig entsetzt betrachteten... Der Türe gegenüber, zwischen den beiden Fenstern, die auf den Berg hinaus sahen, hing eine Photographie von ihm: stehend, halb als Priester, halb als Gebirgler gekleidet, vor einem Hintergrund aus Schneefeldern, mit einem großen Stock in der Rechten und dem häßlichen weißen Hündchen zu Füßen war er abgebildet worden. Und dieses sanfte und doch stolze Antlitz sah sie mit demselben Ausdruck an wie einen Augenblick vorher, als er fragte, ob sie glücklich sei, und ihr befohlen, glücklich zu sein. Die Marchesa trat mit dem Licht in der Hand auf das Bild zu und las die vier in deutscher und in italienischer Sprache von einer Frauenhand — vielleicht der der Mutter oder einer Schwester — geschriebenen Strophen, die sich im Vordergrunde von einem Schneefeld abhoben:

Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Segen,
Wo Segen, da Gott,
Wo Gott, keine Not.
Dov' è amore, è pace,
Dov' è pace, è benedizione,
Dov' è benedizione, è Dio,
Dov' è Dio, nessun bisogno.

Keine Not? Kein einziges Verlangen? Dieser alte Vierzeiler, ein Stückchen deutscher Volksdichtung, mit dem triumphierenden Gottvertrauen sollte der Wahlspruch dieses klugen starken Mannes, dieses Künstlers und — in eine Erinnerung Verliebten sein? Hatte eine fromme Hand diese Strophen als eine Bitte, eine Hoffnung unter das Bild geschrieben, als Ausdruck des Wunsches, daß sich in ihm heiße Sehnsucht, unendliches Verlangen, die ihn peinigten, zur Ruhe legen möchten?

Hochaufgerichtet stand die Marchesa, las wieder und wieder, in Gedanken versunken. Plötzlich, instinktiv — war



Oberes Tor in Wil. Nach der Radierung von Heinrich Waldmüller, München.

Klosterweg in Wil. Nach der Radierung von Heinrich Waldmüller, München.

es ein Gefühl von Kälte oder von Scham? — raffte sie den feinen Umhang aus Crêpe de Chine, der ihr von den Schultern herabgeglitten, auf und verhüllte ihren Hals ... Einen Augenblick später, in der Dunkelheit, als ihr Ohr den tausend Geräuschen dieses Hauses, das dem vibrierenden Innern eines Violincellos glich, lauschte, sah sie ihn wieder vor sich, hörte wieder den letzten, schmerzvoll hehren Schlußsatz des Psalmes und hing ihren Gedanken nach. Dann aber, sich in der Wärme der Federn, die sich übereinander zu türmen schienen, um alle den neuen wunderschönen Gast zu liebkosen, behaglich fühlend, gab sich die Marchesa der Müdigkeit und dem Schlafe hin, auf ihren Lippen, einem Gebete gleich, die Worte:

„Wo Liebe, da Friede ..."

* * *

Und Don Arcangelo? Was hat er wohl getan in jenen Stunden, während sie in seiner Nähe schlummerte, nur wenige Schritte von ihm entfernt? Welch ein Ereignis! Der Zufall allein konnte das nicht gefügt haben! Der gute Gott hatte es gewollt! Und warum? Weshalb hatte er gewollt, daß sie hier, ihm so nahe wäre, diese Frau, deren Bild immer herrlicher in seinem heißen melancholischen Trauern gestanden, sie, die jene leidvollen, brennenden Nächte von einst beseelt hatte, damals, vor den tragischen Siegen seiner Seele über den Aufruhr des Geistes und der Sinne? Was hatte er während dieser schlaflosen Stunden getan? Er wußte es nicht. Gebetet und geweint zweifellos. Gebetet für sie, geweint um seinet- und ihretwillen ...

Kaum hatte der erste Schein des Morgens den Himmel im Osten erhellt, als Don Arcangelo gebeugt, behutsam und schweigend herunterkam und den Bergen zuging, die Stirne der rauhen Morgenluft bietend, welche die weißen Nebel zerreißend, diese in die Flucht jagte und die Bergspitzen, die Schneefelder in ihrer ganzen Pracht entschleierte ... Langsam ging er die steile Anhöhe hinan gegen das glänzende Kirchlein mit den Steinen auf dem Dache, das die Birken sich niederbeugend umarmten. Zu Füßen des Waldes stand es, des höchsten Waldes, und hernach lag nichts mehr zwischen den Himmeln und Gott ... Und der Wald erwachte! Und sie begannen zu klingen, durch das Grün hindurch zu klingen, jene erhabenen Symphonien des Ewigen, die ihn zu seiner heiligen Musik begeistert hatten, zu diesen Melodien, die nie jemand sonst als die armen Hirten, die sich wenig von ihren Tieren unterschieden, hören würde, denen aber sie, sie, sie gelauscht, ergriffen, verstehend gelauscht hatte ... Die Buchfinken zwitscherten im Gebüsch, die grünlichen Meisen hüpften durch das blanke Laub, eine Elster eilte mit Flügelrauschen von Tanne zu Tanne, eine Goldammer flötete leise, während der Specht begann, den Takt dazu zu schlagen ...

* * *

Auf ein Zeichen Febos setzte Job die wiederhergestellte Maschine in Bewegung, und die Heureka begann talwärts zu gleiten, einen starken Benzingeruch hinter sich lassend. Der Wind blies den weißen Schleier, der das Gesicht Felicitas umgab, wie ein kleines Segel auf. Sie selbst hatte sich schon öfters umgewandt, um gegen die Kirche hinauf zu sehen. Sie war ernst, ruhig, ein wenig traurig. Die Eindrücke, die Erinnerungen, die die Nacht in ihr heraufbeschworen, waren bis auf den Grund ihrer Seele gedrungen. Zum ersten Mal seit vielen Jahren fühlte sie sich von der reinen, heiligen Begeisterung, den Idealen, die sie in ihrer Mädchenzeit beseelt, ergriffen, die in den ärgerlichen und heitern Begebenheiten ihres glänzenden und doch so leeren Lebens längst erloschen gewesen waren. Sie empfand, daß dieser bescheidene Bergpriester, der sich nicht mehr von ihr verabschiedet hatte, den sie nie mehr sehen wird, ihr Bild im Geheimen, in der Einsamkeit, in Armut und Entbehrung verehren und anbeten werde, und er schien ihr geistig viel größer und viel schöner als all die Männer, die ihr bis jetzt gesagt, daß sie sie liebten, und voll sinnlichen Verlangens ihre Schönheit bewundert und gepriesen hatten. Sonderbar! Sie dachte an die Madonna, die sie einst verehrt, und an ihre verstorbene Mutter, die schön und begehrt gewesen gleich ihr und die dennoch, inmitten von Vergnügen und Leiden, die den ihrigen sehr ähnlich, ihre gütige Anmut bewahrt hatte ... Sie fühlte, wie Febo, ihre Gedanken erratend und darüber verzweifelnd, sie kühn und hartnäckig anstarrte. Da wandte sie sich entschlossen zu ihm, ihn mit einem Ausdruck ruhiger stolzer Ueberlegenheit ansehend, um dann Rinetto in beinahe mütterlicher Art tröstend zuzulächeln, froh über die unerwartete, unwiderrufliche Lösung des rätselhaften Verhältnisses, das zwischen ihnen bestanden ...

Bei einer Wendung außerhalb des Dorfes versperrte eine Herde die Straße, und während Job bremste, preßte Febo erbittert den Gummiball des Autos, in diesem wütenden „Te — te —" zur Warnung den Verdruß auslassend, der ihn fast erwürgte. Doch von der Höhe, von dem sonnigen Kirchlein, wo Don Arcangelo betend auf den Knieen lag, klang ein anderer, leiserer, silberner Ton herab, der Ton des einzigen Kirchenglöckleins dort oben bei den Tannen des höchsten Waldes ... hinter dem nichts mehr lag zwischen den Himmeln und Gott ...